



Eine wunderliche Geschichte.

Von Michael Erdödi.

Kovacs nahm seine Pfeife aus dem Munde.

„Ich will euch jetzt etwas erzählen.“

Alle Gesichter leuchteten auf, denn sie kannten Kovacs als bewährten Erzähler.

„Eine Bauerngeschichte. Hätte aber Gyuri zufällig George geheißt, könnte sie sich auch in Paris zuge tragen haben. So hört denn an:

Man war mitten im Dusch, als Gyuri plötzlich vor sich hindrumpfte:

„Zapperment . . . das ist so nicht gut.“

Was nicht gut sein sollte, wußte er selbst nicht. Er fühlte nur, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei; daß etwas in der Luft liege. Er zog den Hut tief ins Gesicht und ging. Der Verwalter rief ihm nach:

„Hallo, Gyuri!“

Aber Gyuri blieb nicht stehen. Er eilte weiter. Jrgendeine Unruhe trieb ihn an. Er dachte an seine Frau. Er hatte bemerkt, daß ihre Augen schon seit einigen Wochen gar sonderbar leuchteten. Und auch der junge Kantor kam ihm in den Sinn. Bei diesem Gedanken schnürte es ihm aber schon tüchtig die Kehle zu. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Er wuschte sie mit dem Hemdärmel ab. Mittlerweile war er auch schon im Dorfe angelangt.

Die Sonne brannte ihm auf dem Rücken und er blieb leuchtend beim Gartenzaun seines Hauses stehen.

Ein breiter Akazienbaum warf seinen Schatten auf das Haus. Gyuri sog mit offenem Munde die Kühle ein; das tat seinen Nerven wohl.

„Ach was, es ist ja nichts los . . .“

Aber drinnen in seiner Brust hämmerte es trotzdem noch immer. Dem Blick glitt über den Hof, wo er seinen kleinen Buben neben dem Brunnen im Sande spielen sah. Er rief das Kind zu sich:

„Bista!“

Dann trat er ins Haus . . .“

Kovacs füllte sein Glas mit Wein. Er leerte es auf einen Zug.

„Das war der erste Akt. Der Vorhang fällt. Nun folgt eine kleine Pause.“

Er stopfte seine Pfeife, die inzwischen ausgegangen war.

„Und jetzt kommt der zweite Akt:

Hinter der Kirche stand das Haus des Kantors. Die Sonnenstrahlen fielen auf die Fenster, die Kolläden waren hinabgelassen. Gyuri klopfte an.

„Wer ist's?“ war von drinnen zu vernehmen.

„Bitte zu öffnen!“

Keine Antwort.

Gyuri rüttelte an der Klinke.

„Deffnen!“

Endlich wurde er eingelassen.

Er schaute sich im Zimmer um. Sein Herz schlug ihm bis zur Kehle hinaus. Nur einzeln brachte er die Worte hervor:

„Ich . . . suche . . . meine . . . Frau.“

Der Kantor schaute ihn an.

„Ihre Frau?“

„Jawohl“, sagte Gyuri leuchtend und sein Blick durchslog das Zimmer. Nicht das geringste verdächtige Zeichen war zu bemerken. Er beruhigte sich allmählich. Jetzt riß er erst den Hut vom Kopf.

„Ich bitte um Verzeihung . . .“

Der Kantor strich sich über seinen gestutzten Schnurrbart und fragte lächelnd:

„Sind Sie denn verrückt geworden, Ihre Frau bei mir zu suchen?“

Gyuri zerküßte den Hut in seiner Hand. Er blinzelte schlau.

„Bitte . . . das nicht so aufzufassen . . . Die Frau kann doch hierhergekommen sein . . . Da ist doch nichts dabei . . . Eine amtliche Angelegenheit . . . oder sonst etwas Ähnliches . . .“

Der Kantor zog die Augenbrauen zusammen und entgegnete:

„Mich geht ihre Frau nichts an . . .“

„Gewiß . . . gewiß . . .“ Gyuri blinzelte.

„Wissen Sie . . . ich wäre auch gar nicht gekommen . . . aber . . .“

„Aber?“

„Aber . . . verschiedene Leute haben mir gesagt . . . sie hätten die Frau in dieser Richtung gesehen . . . Also nur deshalb habe ich mir erlaubt . . .“

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte der Kantor nervös.

„Verzeihung . . . nicht daß ich Sie etwa verdächtige . . . Das liegt mir ganz fern . . . Ach wo . . . Wo denken Sie hin? . . . Meine Frau ist kein solches Frauenzimmer . . .“

„Daß Sie es nur selbst einsehen . . .“

„Ich kenne jedes Krümchen an ihr . . . jeden ihrer Gedanken . . .“

„Warum sind Sie dann doch gekommen?“

Gyuri zuckte mit der Achsel:

„Hier handelt es sich um etwas ganz andres, bitte . . .“

„Um etwas andres?“

„Um etwas ganz andres.“

Der Kantor schaute Gyuri in die Augen.

„Freilich, jetzt bereuen Sie es schon, nicht wahr?“

„Keine Spur, bitte . . .“

„Sie haben sich doch überzeugt, daß Ihre Frau nicht hier ist . . .“

„Sie ist also nicht hier?“

„Oder glauben Sie etwa, daß sie sich versteckt hat? So suchen Sie sie doch.“

„Das tue ich schon nicht . . .“

Und er fügte hinzu:

„Sie wird auch von selbst hervorkommen.“

Der Kantor geriet in Zorn.

„Von wo?“

Gyuri zuckte mit der Achsel.

„Von dort, wo sie sich eben aufhält.“

„Schauen Sie, ich kann Ihnen nur raten, gehen Sie schon nach Hause.“

„Herr Kantor, bringen wir die Sachen nicht durcheinander. Es ist so, wie ich gesagt habe.“

„Was ist so?“ fragte der Kantor, nun schon nervös.

„Daß . . . daß ich die Frau nicht deshalb suche, als würde ich an ihrer Treue zweifeln. Wie gesagt, es handelt sich um etwas ganz andres. Auch jetzt läuft es mir eiskalt über den Rücken, wenn ich nur daran denke. Es ist etwas Furchtbares geschehen.“

Der Kantor schaute ihn an:

„Was ist geschehen?“

Ghuri ließ den Kopf hängen, stammeln und brachte er die Worte hervor:

„Wissen Sie . . . das Kind . . . unser Pista . . . unter mir . . .“

„Sprechen Sie.“

„Das war so: Ich öffne das Tor und sehe, wie sich das Kind im Sand neben dem Brunnen spielt. Ich gehe ins Haus, suche die Frau. Sie ist nicht zu finden. Ich trete zur Tür hinaus, da steigen mir vor Entsetzen die Haare zu Berge . . . Der Pista sitzt auf dem Brunnenrand. Er schaut mich an, er erschrickt . . .“

„Und?“

„Und . . . in diesem Augenblick bekommt er das Uebergewicht und fällt direkt in den Brunnen . . . Ich eile hinzu . . . schaue hinunter . . . Aus . . . Es war zu spät.“

Mit einem lauten Schrei stürzte die Frau hinter dem Kasten hervor:

„Mein Kind!“

Und sie warf sich auf den Boden.

Der Kantor erblickte und biß sich in die Lippen.

Ghuri betrachtete die Frau. Sein Blick blieb auf ihren weißen Schultern haften. Und auf ihrem aufgelösten Haar. Seine Hand ballte sich.

Die Frau schluchzte.

„Mein Kind, mein Kind . . .“

Ghuri warf einen Blick in das Gesicht des Kantors. Dann zuckte er die Achsel und sagte gleichgültig:

„Nun, habe ich nicht recht gehabt? Sie ist auch von selbst hervorgekommen . . .“

Der Kantor erschauerte am ganzen Körper. Und seine Zähne klapperten, als er fragte:

„Was ist mit Pista?“

„Ihm fehlt nicht das mindeste. Er spielt im Hof im Sand. Er wird doch nicht so dumm sein, in den Brunnen zu fallen . . .“

Die Frau hörte zu weinen auf. Die Blicke der drei Menschen verbohrteten sich ineinander. Ghuri griff in die Tasche. Der kalte Stiel seines Taschenmessers brachte ihn wieder zur Besinnung. Er griff in die andre Tasche, holte von dort seine Pfeife hervor, stopfte sie und zündete sie gemächlich an.

„Nun . . . das wollte ich nur wissen . . .“
Und er ließ die beiden dort stehen.“

Kovacs erhob sein Glas.

„Ich sage euch, wenn Ghuri zufällig George heißt, hätte sich dieser Fall ganz gut auch in irgendeinem Pariser Salon ereignen können . . .“

„Ich hege starken Verdacht“, warf jemand ein, „daß dieser Ghuri tatsächlich George geheißen hat.“

„Warum?“

„Denn wäre es Ghuri gewesen, er hätte an Stelle der Pfeife sicherlich — sein Messer aus der Tasche hervorgeholt . . .“

(Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Wezel.)

Menschliche Züge bei Affen

Nicht von billigen Zirkuskünsten ist hier die Rede und auch nicht von der vermeintlichen Menschenähnlichkeit des Tiercharakters, die doch meist nur konstruiert wird, um die freie Tierwelt durch einen Vergleich mit der so vielfach gefesselten Menschheit zu entehren und zu beschimpfen, sondern von menschlichen Zügen

in den Linien der Affenhand, die kürzlich von einem Londoner Kriminalisten beschrieben worden sind. Henry L. J. Rhodes, der Herausgeber des „Chemical Practitioner“ hat diese Entdeckung sehr ausführlich gewürdigt. Es ist zu befürchten, daß sie der Polizei nicht nur zum Vorteil gereichen wird, sagte er. Im Gegenteil, gerade durch sie dürften manche Kriminalfälle noch undurchsichtiger werden als vordem. Erinnert sei an die berühmte Pariser Kriminalaffäre, wo ein Schimpanse dazu abgerichtet wurde, Raubüberfälle zu begehen, eine Affäre, deren sich auch die Literatur (Edgar Allan Poe) bemächtigt hat. Dieser Fall dürfte übrigens nicht der einzige seiner Art sein. Dr. Miranda Pinto, dem die Aufdeckung der Lehn-

lichkeit von Affenfingerabdrücken mit denen der menschlichen Hand zu danken ist, verweist auf eine ganze Reihe von Beispielen, wo die Polizei vollkommen irreführt wurde. Dem speziell bei Fingerabdrücken von Schimpansen lassen sich zahlreiche Merkmale feststellen, die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen menschlicher Fingerlinien aufweisen. Ein Abdruck, den der Forscher als typisch bezeichnet, stimmt in allen Einzelheiten mit dem Fingerabdruck eines debilen jugendlichen Verbrechers überein. Dr. Pinto erklärt, es werde vielfach völlig unmöglich sein, zu erkennen, ob der auf dem Tatort eines Verbrechens gefundene Fingerabdruck einem Menschen oder einem Affen gehört. Wie wird man sich dagegen schützen?

Das letzte Pferd.

Von L. Strahwip.

Der kleine Zirkus, in dem Erik Jasland, der als Artist „Spirr“ hieß, als Clown, Stalldiener, Feuerfresser und Zauberkünstler auftrat, war den Weg vieler Beispiele seiner Art gegangen: er liquidierte, soweit das ging. Die Gläubiger wurden mit einem „Löwen“, der vor der Pause ein Pony und nach der Pause ein Zebra war, ferner mit zwei altersschwachen Pferden, zwei Affen und einigen Hunden abgespeist. Nur den Ziegenbock verschleierte man, den verspeisten die Mitglieder des „größten Zirkus am Plake“ am letzten Tag gemeinsamen Beisammenseins selbst.

Spirr wanderte ohne Engagement in die große Stadt. Eines Tages schlenderte er aus dem Lurus des Zentrums in die Vorstadt. Er, der verpflichtet war, einem bescheidenen Auditorium das Zwerchfell zu erschütterern, hätte selbst der Aufmunterung bedurft.

Er murzte vor sich hin: „Da fühlt man, daß man was kann. Zehn Tricks an einem Finger hätte ich, wenn . . . Es ist ein Jammer, wenn ein Kerl wie ich vor die Hunde gehen soll!“

Er kam auf freies Feld. Im Abendnebel ödeten Schutthäuser, von bestäubtem Unkraut trostlos überwuchert. Da und dort stüßten sich einige schiefe Bretterbuden aneinander. Links qualmten Schornsteine, rechts stand eine einsame Pappel. An ihr lehnte eine Barade, davor stand ein Pferd.

Spirr war Pferdefreund. Von klein auf. Sein erster Knabenwunsch war ein Pony gewesen. Und er hatte es bekommen. Damals waren noch gute Zeiten für ihn, die er selbst verschert hatte. Das Pferd war nackt. Nur ein zerfaserter Strick war ihm als Halfter um den Hals geworfen. Spirr ging darauf zu. Es hatte einen Bauch wie ein Elefant und einen Zentrücken. Es war außerdem kuhheißig, und sein Schweiß glüht einer ruppigen Straußenseber. Es war ein trauriges Pferd. Es stand so trostlos in der nächtlichen Umgebung, daß Spirr Tränen in die Augen trat. Er meinte, etwas Gemeinames verbinde ihn mit dem Pferde da.

Er frunkte ihm die Stirnhaare und tätschelte das Maul. Das Pferd hob die Zähne, daß es ansah, als wolle es grinsen. Spirr sah, daß es noch gar nicht so alt war. Zwölf Jahre etwa.

„Du bist noch rüstig, mein Freund“, tröstete Spirr.

„Aber es wird doch geschlachtet.“

Ein kloyig aussehender Mann war aus der Barade hinter Spirr getreten.

„Geschlachtet?“ wiederholte Spirr im Tone tiefen Bedauerns.

„Es hat einen Hängebauch und einen Zentrücken. Außerdem frißt es zu viel. Niemand will es haben.“

Plötzlich, wie der Blitz hatte Spirr eine Idee. Er zitierte unter dem Gedanken, der ihn überfallen hatte. Er legte dem Abdecker die Hand auf den Arm:

„Hören Sie . . . muß es wirklich geschlachtet werden, wirklich? Ich es nicht zu schade?“

„Was wollen Sie? Es ist mein Geschäft. Wenn auch nicht viel herauspringt bei diesem Klepper.“

„Also!“ frohlockte Spirr und legte beiläufig die Hand auf das Pferd. „Ich kaufe es. Es kann doch nicht viel kosten?“

„Ja, wenn es so ist. Für Interessenten ist es natürlich viel mehr wert.“

„Ich könnte es ja ratenweise bezahlen. Ich gebe fünfzig Mark.“

„Fünfzig Mark und ratenweise?! Haha! — Zweihundert! Und bar und sofort!“

Spirr umklammerte des andern Hände: „Lieber Herr, ich bin ein armer Teufel. Ich will Ihnen zehn . . . zwanzig Mark geben, sofort. Mehr hab ich nicht. Etwas muß ich doch übrig behalten für den Hafer. Aber ich will verdienen mit diesem Pferd. Ich bin Clown im Zirkus. Ich will eine große Nummer machen mit dem Pferd. Sie sollen dann . . . fünfshundert Mark sollen Sie haben . . .“

Der Abdecker sieht Spirr an. Er ist gewohnt zu schlachten. Aber die Augen da vor ihm . . . nein, das hat er lange nicht erlebt. Der Burche meint es wohl ehrlich. Wie die Augen bettelten! Er knurrt: „Nun machen Sie nur kein solches Gesicht. Ist ja schon gut. Wir schreiben die Fünfshundert drin auf. Aber zwanzig sofort und bar! — Ein paar Pfund Hafer können Sie meinetwegen bei mir mitnehmen.“

So wurde Spirr Besitzer des dickleibigen Pferdes, dessen Anblick bei sämtlichen Kollegen ein Hohngelächter auslöste. Die Artisten in der Stadt gaben ihm den Namen „Mondkalb“. Und so hieß es fortan.

Unbeirrt ging Spirr daran, seine Nummer zusammenzustellen und „Mondkalb“ zu dressieren. Es zeigte sich überaus gelehrt, es roch sozusagen jeden Trick, den sein Herr haben wollte. Es brachte es fertig, so zu gehen, daß sein Bauch hin und her schwankte wie das Euter einer Kuh. Es bog den Kopf wie ein Hirsch und blickte die Zähne wie ein Affe. Es konnte Sprünge machen wie ein Känguruh. Kurz, es beherrschte die Vorzüge einer ganzen Menagerie in sich. Es war alles — nur kein Pferd!

Spirr wartete sich durch ein paar Monate hindurch, nur um den Hafer beschaffen zu kön-

nen, den „Mondfals“ mit unerfättlicher Gier in seinen Wanst schläng.

„Früh nur, mein Trost!“ sagte Spirr. „Dein Bauh unsere Existenz.“

Spirrs Pferd war indessen schon so bekannt geworden, daß die Agenten mit der Nase zu schnüffeln begannen. Sie witterten den fetten Brocken. Aber sie boten nichts. Spirr . . . der Name war ein Ahselzuden. Völlig unbekannt. Und das Pferd . . . nun ja, Pferde gibt es viele! Während sie zauderten, kam der Besitzer des größten internationalen Wanderzirkus, um sich eine Probe bei Spirr anzusehen. Hierauf sagte er: „Sie sind engagiert, Spirr!“

Spirrs Nummer kam heraus. Die Plakate leuchteten fett:

Spirrs große Nummer:

„Das letzte Pferd.“

Das Zelt war voll. Man wartete gespannt und war gewillt zu lachen.

Und als Spirr mit langem Trauerflor am Zylinder, begleitet von dem bauchwackelnden, weißgefalten „Mondfals“ unter den Klängen eines Trancermarsches zum erstenmal in die Arena schritt, erhob sich das Gelächter, das in dieser Stadt nicht mehr verstummen wollte, solange diese Nummer gegeben wurde.

Spirrs Name war in aller Mund. Man nannte ihn den „Weißerfarfaturisten irdischen Trübals“, den „Birnosen im Zwerchfellschüttern“, und sein Pferd ist ein „Kontrast wahnsinnigen Gelächters“, ein „Zammerkasten, angefüllt mit Wiprafeten . . .“

So wäre denn auch diese Geschichte beendet, wenn nicht der Berichtstatter jenen, die neben dem Zwerchfell auch noch ein Herz haben, eine Nachschrift zu geben imstande wäre:

Es ist Vorstellung in einer Provinzstadt. Spirrs Name schleicht, wie überall, den Vogel ab. Nach der Vorstellung kommt eine junge Dame in den Stall, wo „Mondfals“ gerade seine Haferration erhält. Spirr hat noch seine geschnittenen Kummerfalten.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, jagte sie, „dies Pferd hieß Dilette. Es stammt von einem Nachbargut von uns. Ich habe es sofort an der Narbe hier an der Hinterhand erkannt. Es gehört einem Jugendfreund von mir.“

Spirr hebt das Gesicht. Seine Stimme zittert: „Einem Jugendfreund von Ihnen? Wie hieß er?“

„Erik Hasland. Aber . . . er lebt nicht mehr.“

„Ja, er ist so gut wie tot. Er ist damals, noch bevor sein Pferd diese Narbe bekam, nach Amerika durchgebrannt . . .“

Die junge Dame schnellt ihm den Kopf zu. Die Augen weiteten sich.

Er fährt fort: „Und deshalb hat er das Pferd nicht mehr erkannt. Aber seine Jugendfreundin, dich, Lisette, erkennt er jetzt wieder!“

„Erik . . . bist das du?! — Natürlich, das sind ja doch deine Augen . . .“ Sie will ihn umhalsen, aber er wehrt lächelnd ab:

„Warte, bis ich mich abgeschminkt habe!“

Wo überwintern die Störche?

Man nimmt im allgemeinen an, daß die Störche in Afrika überwintern, aber Afrika ist sehr groß, und früher hat man der Frage keine besondere Beachtung geschenkt. Erst neuerdings hat der schwedische Vogelforscher Bengt Berg im Verlauf seiner an Ort und Stelle ausgeführten Beobachtungen auffallendreiche Feststellungen gemacht. Vor allem hat er beobachtet, daß die Störche nicht, wie so oft angenommen wird, den

Winter in Aegypten verbringen, sondern sich viel südlicher in den Gegenden, die der Weiße Nil durchfließt, aufhalten. Den Weißen Nil bezeichnet Berg überhaupt als den vogelreichsten Fluß der Erde, da auch andere Zugvögel in ungeheuren Massen seine Ufer beleben. Ihren Rückweg nach Europa nehmen die Störche vermutlich auf ziemlich geradem Wege, indem sie der Krümmung, die der Nil im Berberland und in Rubien macht, ausweichen und dafür geraden Weges über die Wüste ziehen, worauf sie, wenn Aegypten überhaupt überflogen wird, über Unterägypten nach Norden ziehen; als sicher nimmt Berg an, daß der weitaus größere Zug jedoch vom Blauen und Weißen Nil aus nach dem Roten Meere und längs der Küste dann in der Richtung nach Norden fliegt. Nach den Beobachtungen, die die Beringungsversuche ermöglichten, haben die weißen Störche sogar verschiedene Flugtrassen auf ihren Zügen. Die Störche, die westlich der Weser ihre Heimat haben, ziehen nämlich über Spanien zurück, während die anderen europäischen Störche aus ihren Winterquartieren im südlichen Afrika über Aegypten, Palästina, Syrien und dann über den Balkan in ihre Heimat ziehen. Millionen von Zugvögeln übersiegen auf der Heimkehr auch die Sahara.

Woher kommen unsere Seefische?

Die Wichtigkeit des Seefisches als Nahrungsmittel ist in weitesten Kreisen bekannt. Schellfisch, Kabeljau, Rotbarsch, Seehecht, Seelachs und andere sind beliebte Seefische für Gerichte zur Bereicherung und Abwechslung des Küchensertels. Weil sie preiswert sind, haben sie sich zum allgemein begehrten Volksnahrungsmittel gemacht. Die deutsche Dampffischerei wird von 35 deutschen Reedereien ausgeübt, die über 357 Dampfer verfügen; dazu kommen noch 132 Motorfahrzeuge für die kleine Hochseefischerei, 128 Logger für die große Heringsfischerei und rund 12.000 andere Fahrzeuge für die Küstenseefischerei einschließlich der Dasse. Insgesamt haben die deutschen Fischereifahrzeuge 680 Millionen Pfund Seefische im Jahre 1931 eingebracht. Von den Fangmengen der Dampffischerei entfallen rund 37 Prozent auf die Nordseefischerei und 11 Prozent auf die Ostseefischerei und 24 Prozent auf die Barentseefischerei. Deutschland verzeichnet bei weitem noch nicht den Seefischkonsum wie andere Länder.

An der Spitze des Seefischverbrauchs steht England, wo auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 53 Pfund Fische entfallen, während der einzelne Deutsche nur 19,2 Pfund Fische isst. Großbritannien besitzt auch entsprechend seinem Konsum die größte Flotte für Seefische. 3500 Fischereifahrzeuge sind täglich an der Arbeit, um dem Meere die Bente zu entreißen, die im Jahre 200 Millionen Pfund beträgt. Norwegen erreicht eine Produktion von 1800 Millionen Pfund. Weit zurück dagegen steht Deutschland.

Warum sehen Vögel besser als Menschen?

Schon oft ist das überaus scharfe Gesicht verschiedener Vogelarten angestaunt und bewundert worden. Es scheint uns eine geradezu übernatürliche Leistung, wenn ein Falke, der in großer Höhe über dem Erdboden schwebt, dennoch die kleine Maus zwischen den Ährschollen erkennt und mit einem sicheren Stoß



die Bente ergreift. Man hat nun bei einer Untersuchung der besonders scharfsichtigen Raubvögel festgestellt, daß diese außerordentliche Leistung auf einer Eigentümlichkeit des Vogelauges beruht. Die Vögel werden nämlich durch große Lichtungen nicht geblendet. Während ein Mensch bei einer helleren Lichtung die Fenster hindurch in den dunklen Zimmern nichts erkennen kann, weil sein Auge bei Vorhandensein einer großen Lichtmenge nur auf „Hellschön“ eingestellt ist, können das die Raubvögel ohne weiteres. Sie sind auch imstande, längere Zeit direkt in die Sonne zu sehen — was für das menschliche Auge schwere Schädigungen zur Folge haben würde — dabei sehen sie aber zugleich auch die Vorgänge im tiefsten Schatten. Wenn sie also in die Sonne sehen und es tritt dabei etwa unter dem dunklen Dachbalken ihres Wohnkäfigs ein Insekt auf, so wird dieses sogleich bemerkt und gefangen. Das sind Fähigkeiten, an die wir Menschen mit unserem immerhin auch recht vollkommenen Sehorgan bei weitem nicht herankommen können.

Wunderliche Testamente angenehmer Zeitgenossen.

Die unmögliche Bedingung. Im nördlichen England wohnt ein Großgrundbesitzer sein bedeutendes Eigentum an Bodenwerten zwischen seiner Frau und seiner Schwester, die sich so schlecht miteinander vertragen, daß sie jahrelang kein einziges Wort miteinander gesprochen hatten. Aber er verlangte, daß sie in jedem Jahre einen Monat zusammenleben und sich außerdem jährlich sechs Besuche gegenseitig abstatten sollten, außerdem mußten sie sich bei dieser Gelegenheit dreimal umarmen und küssen.

Sechs Zigarren pro Tag. Ein anderer Herr, ein leidenschaftlicher Raucher, dessen Frau allen Tabak haßte und ihm ob seiner Leidenschaft häufige Szenen machte, hinterließ ihr die Hälfte seines beträchtlichen Vermögens unter der Bedingung, daß sie jeden Tag sechs Zigarren rauche.

Testament eines Spielers. Ein Majländer Edelmann hatte ein großes Vermögen verspielt. Aber der Spielteufel verließ ihn nicht und so verlor er nacheinander Pferde, Wagen, Möbel, Hof und Haus. Er geriet ins tiefste Elend und ward sogar in den Schuldurm geworfen. Er starb an Auszehrung im Armenhaus. Vor seinem Tode setzte er ein Testament auf und da er außer seinem Körper nichts besaß, so bestimmte er, daß man ihm nach dem Tode die Haut abziehen und damit Spieltische überziehen sollte. Seine Knochen aber sollten zu Würfeln verarbeitet und an Spieler verschenkt werden. Man hat natürlich keinen Funst dieses absonderlichen Testamentes erfüllt.

Der überwindene Widerwille. Vor Jahren starb in London ein Mr. Dickson, er hinterließ seiner Frau ein Vermögen von 600.000 Pfund, aber er vererbte ihr die Freude über die Erbschaft durch folgende Bedingung: „Wenn ich daran denke, daß die einzige glückliche Zeit in meiner Ehe die war, wenn meine Frau schmolte, so muß ich gestehen, daß ich ziemlich glücklich war, denn sie schmolte fast immer. Darum will ich auch den Widerwillen überwinden, den mir der Anblick ihres Gesichtes stets verursachte, und ihr mein Vermögen unter der Bedingung hinterlassen, daß sie tagaus tagein zwei Stunden an meinem Grabe zubringt. Mit diesen Besuchen soll sie zehn Jahre lang fortfahren, und zwar in Begleitung meiner Schwester, die sie noch weniger leiden konnte als mich.“

Allerlei Wissenwertes.

Im Londoner Tower befindet sich unter anderen Merkwürdigkeiten ein Bronzetiger, der als Salutkanone dient.

In Frankreich wird ein Gesetz vorbereitet, das den Verkauf von Trompeten, Mundharmonikas und ähnlichen Blasinstrumenten verbietet, da man diese Instrumente, die von „Mund zu Mund“ unter den Kindern gehen, für gesundheitsgefährlich hält.

Zur Vertilgung der Ratten ist es nötig, die Brunntünnen zu gereinigen, indem man die betreffenden Stellen mit roher Karbolsäure oder Naphthalinpulver besprengt bzw. einräuchert. Alsdann müssen sämtliche Fugen und Ritzen gut verstrichen und längere Zeit jeden Abend in dem Raum mittels einer Pulverspritze gutes Insektenspulver verstäubt werden. Gleichzeitig sind flache Scherben mit Kartoffelbrei und Borax aufzustellen (ein Teelöffel Borax vermischt mit drei Eßlöffel Kartoffelbrei), nach dessen Genuß die Tiere sterben. Wenn ein Nagel zur Stelle ist, so setzt man diesen in den von den Ratten heimgesuchten Raum, er wird mit dem Ungeziefer bald aufräumen.

— Heiteres. —

Der Dichter hat ein Bühnenstück geschrieben, das er „Ein anständiger Mensch“ betitelt. Schickt es ein, bekommt es prompt zurück. Später trifft er den Dramaturgen auf der Straße und fragt: „Warum haben Sie die Arbeit eigentlich nicht angenommen?“ — „Sie meinen Ihr Stück „Ein anständiger Mensch“?“ zuckt der Theatermann die Achseln, „bedauere...“ entbehrt jeder Aktualität.“

Der Ausweg. „Ich habe lange geschwankt, ob ich Maler oder Schriftsteller werden soll. Endlich habe ich den goldenen Mittelweg gewählt — ich bin Zeichnenmaler geworden.“

Der Wafschlappen. Mama sitzt eifrig beim Brücke-Spiel, als ihr vierjähriges Töchterchen dazwischen kommt: „Mama, ich möchte einen Wafschlappen haben.“ — „Geh zum Vater!“ befiehlt Mama kategorisch.

Die rätselhafte Mumie. Ich gehe im Museo Nazionale in Neapel durch die winzige ägyptische Abteilung. Ich sehe zwei Herren auf eine Mumie zugehen. Sie starren das Ding mit offenen Mäulern an. „Was ist das?“ fragt der eine. Der andere bückt sich und sieht nach der Nummer. Dann blättert er im Katalog und liest vor: „Keggsbüchse Göttermumie.“ Da plätschert sein Begleiter heraus: „Na sowas! Ich dachte ersich, es wäre eine Leiche.“

Ein klein wenig mißverstanden. Der Ehemann eröffnete seiner Schwiegermutter: „Ich lasse mich von meiner Frau nur Ihretwegen scheiden!“ — Da schlug die Schwiegermutter die Augen nieder und flüsterte: „Ach, Berthold!“

Unterricht. „Vater, Ohrfeige ist doch weiblich?“ — „Natürlich, sie klatscht ja!“

Beim Tanz. Sie: „Wissen Sie, wenn ich tanze, kann ich alles vergessen!“ — Er: „Ja, das haben meine Bühnenrungen auch schon gemerkt!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettznitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 85.

Von Gen. Wilhelm Beutel, Arnsdorf bei Teitschen.

Schwarz: K4: Td2: Sf3: Ba3, g6, h5 (6).



Weiß: Kb6: Dh2: Le3: Sc1: d6: Ba2 (6).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Wenzel Scharoch, Zwettznitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 82: Dg7-d7!

Nützliche Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Widorski Adolf und Padmann Reinhold, Tischau; Hilgarth Herrmann, Neu-Witzsch; Kessler Eduard, Pölsau; Sotola A. J., Pölsbad II; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Teitschen; Jenseit Eduard, Schöna; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teitschen; Dinnebier Emil, Teitschen; Hiele Josef, Markersdorf; Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferd., alle aus Kowitz; Albert Rudolf, Proßeditz; Quast Adolf und Trillitz Gustav, Witzschkau; Kraus Gerhard, Turn; Seitzmacher Arthur und Matzka Rudolf, Zwettznitz. — Nachtrag zu Nr. 11; Hiele Josef, Markersdorf.

- Partie Nr. 11.

Weiß: Josef Schöpka, Eidlitz (blind).
Schwarz: Anton Trieb.

Erwähnenswert ist, daß der Führer der weißen Steine, Genosse Schöpka die Partie blind, das heißt also, ohne Ansicht des Brettes spielte.

Italienisch.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sg8-e6
- 3. Lf1-e4 Lf8-e5
- 4. e2-e3 Sg5-f6
- 5. d2-d4 e5-d4
- 6. e4-e5!

An dieser Stelle wird zumeist (auch die Theorie empfiehlt es) e3-d4 gespielt. Der Textzug ist ebenfalls spielbar, führt jedoch zu wechselreichen Wendungen. Die Stellung ist um ein Tempo identisch mit dem sogenannten Max-Lange-Angriff, der nach folgendem entsteht: 1. e4, e5, 2. Sf3, Sf6, 3. Le4, Le5, 4. d4, Sf6, 5. 0-0 ed. 6. e5! Die Verteidigung dürfte mit Sg4 oder auch d5 fortsetzen. Die ganze Spielweise schafft ein schweres Spiel und ist für Angriffsspieler wie geschaffen. Jetzt ist Gen. Schöpka in seinem Element.

- 6. ... Dd5-e7
- 7. g4-g5 Sf6-e4!

Berechtigte Frage. Er: „Aber Liebling, du solltest endlich auch einmal anfangen zu kochen.“ — Sie: „Und — wirst du mich dann auch noch lieb haben?“

Zu der Schule. Auf die Frage des Lehrers: „Von wem werden die Blumen bestäubt?“ erfolgt die Antwort: „Von den Automobilen!“

Die ist älter. Schauspieler (zum Regisseur): „In Shakespeares Zeiten hatte man wohl noch kein Ballett?“ — Regisseur: „So weit zurück kann ich mich nicht erinnern. Da fragen Sie nur unsere Primaballerina.“

Nicht das Stärkste. Siehe vorige Annmerkung.

- 8. e3-d4 Lc5-b6
- 9. Dd1-d3 f7-f5
- 10. e5-f6 e. p. g7-f6
- 11. Td1-e1!
- 12. Sf3-g5 f6-f5
- 13. Td3-d1 d7-d5
- 14. Sg5-e4 f5-e4
- 15. Le4-b3

Damit erreicht Weiß Gewinnstellung. Die Länge der Partie ist jedenfalls auf die Anstrengung zurückzuführen, die das Blindspielen im allgemeinen mit sich bringt.

Mit Lg5! konnte die Partie sofort entschieden werden! Z. B. 12. Lg5! D beliebig. 13. T-e4! fe, D-e4 Se7, 15. Se3 und Weiß gewinnt durch die Drohung Td1!

Nicht richtig. Bei Angriff ist das Hauptprinzip Entwicklung und Tempoaussnützung. Geschehen mußte daher Sc3! Deckt indirekt den Läufer auf e4, greift e4 an und droht außerdem Dh5 mit Entscheidung.

- 15. ... Le8-e6
- 16. Sh1-e3 0-0-0
- 17. a2-a3 Sb4-d3
- 18. Te1-e2 Th8-g8
- Auf Lg4 folgt D-xS mit Entscheidung.
- 19. Lb3-d5 Le6-d5!

Die zwei letzten Züge sind beide schlecht. Schwarz konnte auf folgende Art elegant spielen und den Sieg erzwingen: 19. La5 T-xd5! 20. S-xd5 T-g2! 21. K-xg2 Dg7, 22. K-f1 Lg4! Was jetzt?



Stellung nach dem 18. Zuge von Schwarz.

Weiß setzte mit Lx-d5 fort, worauf Schwarz mit 7xd5 (siehe oben) eine schöne Opferwendung herbeiführen konnte, was Gen. Schöpka nicht berechnete. Schade, daß das übersehen wurde.

- 20. Sc3-d5 Td8-d4
- 21. Dd1-d3 Td5-d4
- 22. Dd3-e2 e7-e5
- 23. Le1-e3 Dd7-g7
- 24. g2-g3 Td4-d5
- 25. De2-e4

Statt dessen konnte mit Te1 der Angriff auf e5 aufgenommen werden.

- 25. ... Td5-e5
- 26. Le3-d4 Tg8-d8
- 27. Ld4-e5 Dd7-e5
- 28. De4-e4 De5-e4
- 29. Te3-e4

Besser ist die Partie aufgeben. Dieselbe zog sich noch bis zum 59.!! Zuge hin, bevor Gen. Trieb die Partie aufgab. Es entstand ein Turmendspiel, mit Bauernmajorität, die einen unüberwindlichen Vormarsch antraten. Die Partie bietet bis zum 19. Zuge interessante Momente, so auch im 13. und 15. Zuge. An Stelle des Textzuges kam Dh3 bzw. Dh5 in Frage. Eine Fundgrube für Kombination.

Anmerkungen von Schöpka.